

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 4

Artikel: Grenzen
Autor: Knechtli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GRENZEN

Von ALBERT KNECHTLI

Jean-Pierre dachte über die Grenze gleich, wie der Schmuggler. Sie genierte ihn nicht, und wenn sie nicht da gewesen wäre, so würde ihm das süsse Glück sie zu übersehen, verloren gegangen sein.

Sein Dorf, St. Gingolph, ist von dem Bergbach La Morge durchschnitten und ziemlich genau halbiert. Er bildet die Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich. Die Siedlung als Ganzes ist aber ebensowohl dem einen wie dem anderen Lande verwandt und zugetan. In die Einstellung der Bevölkerung fügt sich auch die Natur, die von beiden Seiten ineinander greift — über den Grenzbach hinaus, der bei Wasserfülle sich mit vielem Lärm vom schroffen Gebirgsmassiv herab in den See stürzt oder in dürren Tagen schläfrig durch das steinige, ausgewaschene Bett rinnt und die kleinen Uebergänge für junge Beine überflüssig macht. Die Vereinigung ist eine so vollkommene, dass man an eine Grenze überhaupt nicht dächte, wenn nicht an den Köpfen der Landstrassenbrücke, dem offiziellen Ueber- und Durchgang für Passanten und Fahrzeuge, Zöllneruniformen — hier grüne, dort kakifarbene — an die nationale Scheidung erinnerten. Der ungleichen Landeszugehörigkeit werden sich die Dorfbewohner erst so recht bewusst, wenn ihre Jungmannschaft ins Militäralter rückt und sie zum Dienst in schweizerische oder französische Kasernen einberufen wird. Allerdings — wenn sie nun auch verschiedene Uniformen tragen — en eux rien n'est changé. Sie wollen vor allem Bürger von St. Gingolph sein und erst dann Schweizer oder Franzosen. Die Verwandtschaften sind so verknüpft, wie das Gewebe eines Stoffes und die Liebe von Jahrhunderten hat das Blut der Einwohner dermassen vermischt, dass es für deren Seelen keine Grenzen mehr gibt — ausser dem Himmel.

Jean-Pierre arbeitete oft in den Steinbrüchen seiner Region. Im Sommer ging er etwa als Heuer auf die Triften der Haute-de-Morge oder dann schiffte er mit den grossen Seebarken Sand und Steine für Waadtländer und Genfer Unternehmer. Manchmal, wenn sich die Mühe lohnte, machte er auch in Schmuggel.

Im Vorjahre lernte er auf der französischen Seite St. Gingolphs ein schönes junges Mädchen kennen, das mit Mutter und Brüdern aus dem Innern Frankreichs in das Grenzdorf gezogen war und dort mit der Schwester ihres Vaters zusammen lebte. Er kam abends am Ufer des Sees mit ihm zu reden. Ueber Belangloses. Aber spontan, über die scheinbare Gleichgültigkeit hinaus, sprang dem jungen Mann eine kleine Glut in den Grund des Herzens und entfachte darin rasch ein loderndes Feuerchen: Das war die, die er liebte. Die er immer lieben würde — auch dann noch, wenn sich die Leidenschaft seiner Sinne gelegt hätte. Es war dies für ihn eine Gewissheit, die gekommen war, sich in das Lebendigste einzugraben.

Yvette war schön, ebenmässig gewachsen. Getragen von schlanken, aber doch fest gebauten Beinen, hatte sie den leichten und stillen Gang des Rehs. Ihre Jungmädchenbrust, noch im Stadium zarter Entwicklung, bot den Reiz einer sich öffnenden Blume, die zu pflücken es den Bewunderer gelüstet. Das feine Oval des reinen, hellen Gesichts schaute aus einem Rahmen glattgescheitelter blauschwarzer Haare, deren feuchter Glanz als schwer und nass erschienen liessen. Dann aber waren es vor allem die braunen, leuchtenden Augen, die in tiefe Winkel gebaut und von rässigen Brauen markiert, einen Himmel voll Verheissung bargen und unbedingt auch das laueste Männerherz zu bannen vermochten.

Yvette schien sich ihrer schönen Aeusserlichkeit kaum bewusst zu sein. Jedenfalls trug sie diese eher zurückhaltend, als mit Koketterie zur Schau. Es war etwas Keusches, fast Schamhaftes um sie, und Jean Pierre, in seinem bisherigen Umgang mit Mädchen nie eine Hebung oder Befangenheit empfangend, stand hier einem freilichen Geheimnis gegenüber, das ihm neu war, anzog und hinriss, und doch durch Respekt distanzierte.

Dies war Liebe. Liebe des Mannes, der zum erstenmal tief in sich hinein horchte. Der ernst nahm, was bis jetzt für ihn immer nur Tändelei war. Diesmal drängte es ihn nicht nur, ein Liebchen in seine Arme zu drücken. Er wollte mehr. Er musste das Juwel gewinnen, das mit einer Klarheit aus den Augen des jungen Weibes leuchtete, wie er es noch bei niemanden sah.

Vom Moment an, wo sie angefangen hatten, sich wieder zusehen, waren Glück und Hoffnung mit den beiden jungen Menschen zusammen. Die Zeit zwischen den Zusammenkünften war für Jean-Pierre ein einziges Sehnen. Seine Gedanken waren voller Liebesgier: Er zog das Lieb an sein fieberndes Herz, sprach kosende Worte und küsste stürmisch den frischen, lockenden Mund... Aber wieder in dieser Nähe, verhielt er sich still, fast scheu. Was er sagen wollte brachte er aus dem trockenen Halse nicht heraus. Seine Arme blieben schlaff und vermieden die leiseste Berührung.

Dann, eines Abends, hatte er doch sachte nach ihrer Hand gegriffen. Sie zog sie nicht zurück und lachte leicht. Darauf ermutigt, lehnte er behutsam seinen Kopf an ihre Achsel und sie streichelte, nach alter Liebesart, sanft sein Haar.

Ein grosses Glück war ihm aufgegangen, rein und einfach, wie es ihm noch kein Genuss irgendeiner Männerfreude je geboten hatte. Er hatte verstanden, dass es etwas anderes ist, um eine Frau, die man liebt oder die man leidlich zu besitzen wünscht.

Von nun an tat er die Akkordarbeit in den Steinbrüchen mit ungewohntem Eifer. Denn er konnte sich sein Leben ohne Yvette nicht mehr ausdenken und wünschte sie zu heiraten. Dafür musste er sich aber eine solide, auskömmliche Existenz schaffen.

Als er sie gelegentlich, nach einigem Tasten, ängstlich fragte, ob sie seine Frau werden möchte, begegnete er zu einem Moment flüchtigen Erstaunens, doch unbesonnen wurde ihm aus lächelndem Munde die Antwort: Aber ja — gewiss!

Jetzt war in seinem Glück keine Lücke mehr.

In Friedenszeiten spielt sich das Leben in St. Gingolph kaum anders ab als überall in der Welt. Die Liebenden haben dort keine anderen Sorgen ausser der, zu lieben und in engem Zusammensein, in verstohlenen Winkeln oder unter dem Laub der Kastanien, warme Worte zu suchen.

*

Nun aber ist der Krieg gekommen.

Vom ersten Tag weg haben die Schweizertruppen die Grenze besetzt und gleichzeitig mit den Abwehrmassnahmen mit den Arbeiten für die Verteidigungsstellung, begonnen. Man sperrte die Zollbrücke mit Ketten und barrikadierte die kleineren Uebergänge mit Balken, Brettern und Stachelndraht. Jetzt wurde das Dorf wirklich und radikal in zwei Teile geschnitten. Für die paar Schritte von einem Land ins andere bedurften die Einwohner eines Passagierscheinens eines „Laissez passer“.

Wenn auch mancher der Dorfbewohner den jetzigen Wirrwarr des Geschehens im letzten Weltkrieg schon einma-

erlebte, so fand er sich diesmal fast noch schwerer mit dem Unglück ab, das seine Persönlichkeit fesselte und ihn in Beruf und Arbeit hinderte. Missmut, ja Zorn über den neuen Völkerkonflikt arbeitete in seinem Innern.

Die neue Generation nahm es leichter.

Der Verkehr auf der Durchgangsstrasse schief ein. Nur wenige Autos mit Franzosen, die im Wallis arbeiteten, fuhren in den ersten Tagen noch über die Grenze, nachdem sie sich an der Sperre ausgewiesen und mit Schweizernsoldaten zusammen einen Abschiedsschoppen getrunken hatten. Die Stimmung war beidseitig eine gedrückte und das „A la revoyure!“... Auf baldiges Wiedersehen!... klang nicht gerade froh.

Jean-Pierre, als Schweizerbürger, wurde in St. Gingolph selbst mobilisiert. Mit einem Dutzend Kameraden aus seinem Bezirk kam er zum Wachtdienst auf der Staatsstrasse.

Am ersten Tag nach der Mobilisation gelang es ihm, Yvette auf einem kleinen Dorfbrückchen zu sehen, aber sie waren durch ein Netz von Stacheldraht getrennt und vermochten sich kaum die Hände zu geben.

„Es ist schrecklich“, seufzte Yvette... „Was wird nun?... Du bist jetzt auf der andern Seite... Wirst du auf uns schiessen?“

„Aber nein“, versicherte er sie lächelnd. „Wir schlagen uns erst, wenn man uns angreift... Die Franzosen werden nicht gegen uns marschieren.“

Selbst verwirrt durch den Unterschied, den er nun zwischen Franzosen und Schweizern zu machen hatte, versuchte er ihr zu erklären, was Neutralität sei. Aber sie verstand ihn nicht. Sie begriff nicht, dass sie nun nicht mehr zusammenkommen konnten. „Wir sind doch Freunde. C'est fou tout ça.“

„Gewiss ist es verrückt... Alles ist gegenwärtig verrückt... Aber es ist nun einmal so... Uebrigens werden wir uns ja immer wieder sehen können... Wir werden uns sprechen...“

„Ja, wie Tiere im Käfig“, meinte sie bitter.

Sich sprechen — nein, das war nicht genug. Beider Gedanken einten sich in der Angst, dass sich eine unsichtbare Grenze nun auch zwischen ihnen selbst aufzutun vermöchte.

Im Moment des Abschieds zog Yvette durch eine Lücke des Drahtverhaues das Gesicht Jean-Pierres impulsiv an das ihre. Dürstende Lippen fanden sich...

Ein weher Klage laut des Mädchens hiess ihn fragen: „Was hast du?“

Ich habe Angst, Jean-Pierre!...

Dann, kaum, dass es ihr schweigend, mit gekrampftem Hals, die Wangen zu streicheln vermochte — eine tröstende Geste — hatte sie sich fluchtartig entfernt und er blieb plötzlich allein mit seinem inneren Aufruhr.

Im Laufe des nächsten Tages sah Yvette von weitem eine Wagenkolonne mit Schweizernsoldaten, die hochgetürmte Strohballen transportierten. Unter der Eskorte erkannte sie Jean-Pierre. Wie merkwürdig klein er ihr neben den hohen Fudern erschien! Sein Anblick reizte sie zum Lachen — wie es etwa einer Mama geschieht, wenn ihr Söhnchen zum erstenmal Höschen trägt. Aber als der Zug vorbei war, hatte sie nasse Augen...

An den folgenden Abenden mussten sie ihr Wiedersehen an die Zollbrücke verlegen, denn der kleine Uebergang war durch eine Bretterwand vollständig geschlossen worden.

Sie standen beidseitig der Kette. Jean-Pierre sah nur Yvette. Sein ganzes Sein war gefangen im Rätsel ihrer ihn aufregenden Gegenwart. Doch Yvette selbst erschien unfrei. Sie antwortete ihm verlegen und tat wie Mädchen, die sich beobachtet fühlen und mit kleinem, leerem Lachen den

Kopf nach allen Seiten drehen. Aber ihre Augen lachten nicht und Jean-Pierre frug sich, warum Yvette, sonst so selbstsicher, sich zu zieren begann. Sie schien überdies kaum zu hören, was er sagte. Und dann wieder überhielt sie sich überhaupt ganz schweigend. Er glaubte herauszufühlen, dass irgendein Kummer ein Leiden, plötzlich über sie gekommen sei und er wünschte, sie in die Arme nehmen und ihr gute Worte sagen zu können. — Aber es war die Kette zwischen ihnen.

Beim Weggehen lösten sich ihre Hände heute rascher als sonst. Es war wie ein beidseitiges leises Flüchten vor etwas Fremdem.

Die Zöllner machten harmlose Witze über die Liebenschaft und Jean-Pierre tat, als ob er dazu lache. Aber sein Herz war schwer.

Am nächstenmal kam Yvette als erste zum Rendez-vous. Als sie ihn kommen sah, machte sie ihm schon von weitem Zeichen, sich zu beeilen. Ihre Blässe und ihre Erregung deutete er sofort als Ausdruck eines Unglücks. — Sie konnte nur mit Mühe sprechen und gepresst lösten sich die Worte aus ihrem Munde: „Jean-pierre... ich muss verreisen!“

„Nein!“ wies er die Mitteilung zurück, indem er ihr Handgelenk ergriff und sich auf die Zähne biss... „Nein!“...

„Doch!... Meine Mutter kehrt in ihre Heimat zurück. Meiner Brüder wegen, die an der Front sind... Sie fühlt sich jetzt in der Fremde und sie will nicht so weit weg sein... Wir verreisen in einigen Tagen.“

Jean-Pierre setzte über die Sperrkette hinweg und zog das Mädchen in eine dunkle Ecke. — Die Zöllner kehrten gutmütig den Rücken.

„Du willst verreisen?... Aber ich will es nicht... Du bist nicht verpflichtet... Du kannst bei meiner Mutter logieren...“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich darf meine Mutter nicht allein gehen lassen.“

„Höre“, sagte er darauf hastig und überstürzt, mit heisserer Stimme: „Ich kann nicht lange bleiben. In wenigen Minuten habe ich Wacheablösung. Ich werde dir morgen sagen, was zu machen ist. Steige abends bis zum Wald des Grand-Devin hinauf. Du wirst mich dort treffen. Ich werde im Dunkel die Morge überschreiten und nichts riskieren.“

Sie nickte zustimmend. — Im Finstern sah Jean-Pierre von Yvette nur das Weisses ihres Gesichts und das sich daraus hervorhebende Dunkel der Augen. Sie hatte das Aussehen einer Gestorbenen und ein plötzlicher Schrecken erfüllte seine Gedanken. Er sagte sich, wenn er Yvette jetzt nicht in seine Arme nahm und irgendwohin in die Berge trug, in den Grund eines Tales, wo es keine Zöllner, keine Soldaten und keine Grenzen gab, war sie für ihn verloren. — Eine Weile schaute er um sich herum wie ein gejagtes Tier, welches einen Ausgang sucht... Dann kam es trotzig, erlöst, über seine Lippen: „Ich gehe mit dir!“

Ein kleines freudiges Leuchten kam in Yvettes Augen, während sie aufmerksam darauf wartete, dass er weiter sprechen würde. Doch er schwieg jetzt. Sie verstand, dass er nachdenklich geworden sein musste, weil sie nicht sofort billigend antwortete. — Die Grenze zwischen ihnen hatte sich in diesem Moment noch mehr geschlossen...

Die Augen voll perlender Tränen, sagte sie dann sanft: „Nein... das ist nicht möglich... Du würdest arretiert werden... Man würde dich bestrafen... Ich will nicht...“

Er wusste wohl, dass sie recht hatte, aber der Gedanke, dass er sie nicht mehr sehen würde, trieb ihn zu verzweifelter Angst. Den Unwillen, der in ihm tobte, hätte er in grösster Beschimpfung hinausschreien mögen gegen die Kriegstreiber, die für den Tod von Millionen junger Männer,

geboren für das Leben und die Liebe, verantwortlich waren. — „Es ist Zeit!“... Ich muss ins Kantonement zurück. Aber morgen abend werde ich dort oben sein“, verabschiedete sich Jean-Pierre fast brüsk. Er kehrte sich auch keimlich mehr um.

Ihr Blick folgte ihm, so weit sie konnte. Der Wind spielte mit ihrem dünnen Kleid. Er formte die Linien ihres Körpers und sie glich jetzt einem kleinen, armen Mädchen mit einem zarten kleinen Frauenleib und einem Kinderherz, bei dem die Leiden beginnen.

Einen Moment lang noch blieb ihr Blick von den Lichtern gefangen, die sich auf der Schweizerhälfte des Dorfes in den Pfützen der regennassen Strasse spiegelten und unfroh wirkten. Dann versank ihre Silhouette im Dunkel der französischen Seite.

In ihrem Zimmerchen warf sie sich aufs Bett und weinte. Verhalten, leise, um die Aufmerksamkeit der Mutter nicht auf sich zu ziehen. Sie erinnerte sich, was ihr diese am Vormittag gesagt hatte: Du musst dir Rechenschaft geben...

Du wirst bei uns zu Hause, in unserer Heimat, vielleicht vergessen können... Es gibt auch dort gute Jungen. Und dann sind es Franzosen...

„Français?... Jawohl... aber... Jean-Pierre liebte mich!“

Sie war nun aber doch gezwungen, daran zu denken, dass er Schweizer war und sie Französin und dass es eine Grenze zwischen ihnen gab, abgesteckt durch beider Innerste hindurch.

Sie versuchte in ihren Gedanken die Gespräche, die Unterhaltung mit Jean-Pierre zurückzurufen, um gewissenmassen seine Gegenwart zu verkörpern. Sie suchte sein genaues Gesicht. Es gelang ihr nicht und sie erschrak darob. War sie schon so weit von ihm weg? Getrennt durch einen Abgrund, über den sie nicht zu ihm zu kommen vermochte? Ein brennendes Mitleid für ihn und für sie loderte in ihr auf. Ihr Blick hing zu einem Muttergottesbild, das über ihrem Bette hing und sie faltete die Hände zu einer inbrünstigen Bitte. (Schluss folgt)

Wie das alte „Hôtel de Musique“ die Baubewilligung erhielt

Es war in der Ratssitzung vom 19. März 1767. Man verhandelte über den Wortlaut der obrigkeitlichen Verordnung gegen die Kleiderpracht und den dabei zur Schau getragenen Luxus. Bis ins kleinste Detail schrieb der Hohe Rat vor, ob und wie lang die Spitzen sein dürften, ob und was für seidene Kleider man tragen dürfe oder wann — item, bis ins kleinste wurde darüber beraten, wie weit die Eitelkeit und Prachtliebe zu gestatten oder zu verbieten sei.

Da habe sich „Mein Werther Herr“ alt Landvogt Ott von Schwarzenburg erhoben und die „wohlmeinliche Ahndung“ getan, dass „wann dem überhandnehmenden Pracht mit Nachdruck gesteuert werden wolle, solches auf die Haupt-Objecta desselben extendiert — mithin nicht zugelassen werden solle, verschiedene Häuser zusammenzubauen, um nur eines allein zur Lustbarkeit und Zierd dafür zu bauen.“

Damit meinte er das Hôtel de Musique, zu dessen Erstellung mehrere Häuser zwischen der Käslaube (der heutigen Hotelgasse) und dem Rossmarkt (dem heutigen Theaterplatz) zum Abbruch aufgekauft worden waren. Es war bekannt geworden, dass eine Aktiengesellschaft die Absicht habe, an Stelle dieser Wohnhäuser ein einziges Gebäude zu errichten, das als Theater, Musiksaal und Kaffeehaus dienen sollte.

Am 23. März erkundigte sich einer der Ratsherren (heute würde man schreiben, er reichte eine Interpellation ein), wer sich denn eigentlich für die abzubrechenden Häuser, respektive für das zu errichtende Lusthaus interessiere. Drei Tage später — man war damals sehr bedächtig und hütete sich vor voreiligen Beschlüssen — stimmte man vorerst darüber ab, ob die am Bau dieses geplanten, der Lustbarkeit allein dienenden Gebäudes interessierten Ratsmitglieder samt ihren Verwandten den Austritt zu nehmen hätten. Dies wurde mit 61 gegen 27 Stimmen beschlossen. Am nächsten Tag erhalten die Ratsherren Herbort und Steiger der ältere den Auftrag, die Frage zu Bericht und Antrag zu studieren.

In der Ratssitzung vom 10. April 1767 kam dann die ganze Angelegenheit ausführlich zur Sprache.

Erstens wurde darüber beraten und Beschluss gefasst, ob über eine solche „Entreprise“ überhaupt eine Erlaubnis notwendig sei. Mit 91 gegen 16 Stimmen beschloss der Rat, jawohl, zu der „questionierlichen Entreprise“ sei eine „Hochoberteiliche Erlaubnis und Concession“ erforder-

lich; auch in Zukunft sei eine „selbige“ nötig, und ohne diese sollten fürderhin „der gattung Entreprises mit statt und Platz haben“. Privathäuser in der Hauptstadt seien zu einem ordentlichen Gebrauch destiniert und sollen als solche erbaut werden. Wenn etwas anderes unternommen werden wolle, wie dieses der Lustbarkeit dienende „Gebäu“, dann sei dafür die hochoberteiliche Bewilligung einzuholen.

Zweitens wurde nun darüber Beschluss gefasst, ob an Stelle der abzubrechenden Wohnhäuser wieder nur Wohnhäuser erstellt werden dürften. Dies wurde mit 87 gegen 22 Stimmen verneint. Es war mithin den Herren Unternehmern gestattet, ein Gebäude zu erbauen, das zu einem Café-Haus, Tanz- und Concert-Saal, und auch — „wann von Meinen Gnädigen Herren eine Comedie erlaubt wurde“ — als Theatersaal dienen konnte.

Ueber die Frage aber, ob „bei erhaltender Bewilligung zu dem vorhabenden Gebäuw“ darin auch Theater gespielt werden dürfe, ob darin „auch die Comedien und Spectacula platz haben sollen“ — darüber war man geteilter Meinung. Denn das Theater gehörte damals noch zu den sündhaften Lüsten und Verführungen, gegen die von den Kanzeln herab heftig gekämpft und geeifert wurde. Daher war der Rat nur mit 33 Stimmen bereit, die Bewilligung für ein Theater zu gewähren, wogegen die Mehrheit mit 73 Stimmen „so selbe darvon ausschliessen und darzu nicht Platz geben wollten“, diese Theater-Konzession verweigerte.

Diese bedächtige Umständigkeit jener damaligen Verhandlungen spiegelt das Ratsprotokoll trefflich wieder. Es berichtet uns über den Verlauf der Verhandlungen mit den folgenden Worten:

„Alsdann Meinen Gnädigen Herren und Oberen Rät und Burgeren vorgetragen worden, das von Meinen Gnädigen Herren den Räten über den bekannt gethanen Anzug abgefasste Gutachten, —

ob nemlich nicht als der höchste Grad des Luxus zu achten, wenn Particulares etwelche Häuser zusammenbauen, um ein einziges nur zur Zierd und einer öffentlichen Lustbarkeit daraus zu errichten (wie dismahlen bekannter massen ratione der Häusern auf dem Käsmarkt geschieht), —

mithin ob solches nicht das Hochoberteiliche Einsehen verdiene, —

hierbey dann die von denen Herren Entrepreneurs eingeegebene, ehrerbietige Vorstellung über die innerliche Einrichtung und Destination desselben, ablesend abgehört